

Wohltemperierte Erzählungen über die DDR

Zehneinhalb Stunden mit Hans Pischner im Deutschlandradio

Jochen Stadt

Es war einmal ein kleiner Mann am Cembalo... Das Deutschlandradio beging im Februar mit einer siebenteiligen Sendung den 99. Geburtstag des ehemaligen DDR-Musikfunktionärs Hans Pischner. Der Jubilar habe „in fünf politischen Systemen gelebt“ hieß es in der Ankündigung der Sendereihe. Dann wurde auf einige seiner Ämter und Würden verwiesen, die er nach der Umerziehung in sowjetischer Kriegsgefangenschaft in der DDR ausübte: stellvertretender Rektor der Hochschule für Musik in Weimar, Leiter der Hauptabteilung Musik beim Rundfunk der DDR, stellvertretender Minister für Kultur, Intendant der Staatsoper, Präsident des Kulturbundes der DDR, von 1980 bis 1989 Mitglied des SED-Zentralkomitees. In der Musikwelt kannte man ihn vor allem als Cembalist, Bachinterpreten und DDR-Vertreter in internationalen Musikgremien. Neben vielen DDR-Auszeichnungen erhielt Pischner nach dem Ende der SED-Diktatur auch das Bundesverdienstkreuz.

Über seine politische Rolle spricht Hans Pischner – wenn überhaupt – voller Schönfärberei.¹ Die verantwortlichen Redakteure des öffentlich-rechtlichen Deutschlandradios Kultur möchten über das, was Pischner verschweigt, auch nicht reden. Dabei ist die Entfernung vom Gebäude des früheren Rundfunks im amerikanischen Sektor (RIAS), aus dem Deutschlandradio sendet, zum Bundesarchiv in Berlin-Lichterfelde gar nicht groß. In nur zwanzig Minuten Fahrzeit hätten sich Pischners Interviewer aus der Nähe im Archivgut ein ganz anderes Bild über ihren Gesprächspartner machen können. Denn was er früher so schrieb und redete, hat wenig mit dem zu tun, was er heute vorgibt.

Einem in der DDR schikanierten und schließlich in die Bundesrepublik ausgereisten fachkundigen Hörer ging Pischners Gerede im Deutschlandradio derart gegen den Strich, daß er zur Feder griff und dem zuständigen Redakteur Stefan Lang einen Protestbrief schrieb. Er wies ihn darauf hin, daß Pischner zu jener Sorte Leute gehörte, deren Funktion es war, „die Diktatur kulturell zu bemänteln“ und trickreich zu vollstrecken, was von der Partei gewünscht war.² Der Redakteur antwortete, Pischner habe in der Sendung doch „Einblicke in den Kulturalltag der DDR aus seiner Sicht gegeben, so sollte es auch sein, mehr war da nicht gedacht. Hans Pischner war kein Vollstrecker der Diktatur, er war trickreicher Gestalter von Kulturräumen.“ Pischner habe doch „als Intendant, als Kollege, als Mensch, so vielen Musikern geholfen, die ohne diese Hilfe nicht voran gekommen wären“.³ So verschieden diese beiden Wahrnehmungen sind, in einem stimmen die Kontrahenten überein: Pischner war trickreich, doch wen hat er ausgetrickst? Die Macht, wie Stefan Lang glaubt, oder die Anderen.

1 Aufschlußreicher ist da schon seine Autobiographie. Vgl. Pischner, Hans: *Premieren eines Lebens*. Berlin (DDR) 1986.

2 Das Schreiben vom 3. März 2013 liegt dem Autor vor.

3 Antwortschreiben Stefan Langs vom 5. März 2013.

Trickreich, aber wie?

In den sieben jeweils neunzigminütigen Sendungen umrahmten die Redakteure Burkhard Laugwitz und Stefan Lang die Gespräche mit Hans Pischner musikalisch. Konzertante Darbietungen des Geehrten selbst sowie eine Reihe von ihm besonders geschätzter Werke wurden eingespielt. Mehr als zehn Stunden lang ging es so um Hans Pischner und die Musik. Die Disharmonie zwischen Musik- und Zeitgeschichte, die ein Blick auf das politische Paralleluniversum des geschmeidigen Cembalisten hervorgerufen hätte, paßte Deutschlandradio Kultur dummerweise nicht ins Format. Tatsächlich kommt aber erst Farbe ins Spiel, wenn neben der wohltemperierten Erzählung des fast Hundertjährigen auch die charakteristischen Obertöne mitklingen, die ihn zu Regimezeiten für höhere Aufgaben qualifizierten. Schon eine frühe Konzertkritik, die nach einer Auslandsreise Pischners in der *Zeit* erschien, belegt ein gepflegtes Zusammenspiel von Kultur und Politik. *Die Zeit* würdigte seinerzeit ein Konzert des von Pischner geleiteten Quartetts insbesondere deswegen als denkwürdiges Ereignis, „weil es eine Bresche in die Mauer schlägt, die künstlerisch zwischen dem kulturellen Leben hüben und drüben aufgerichtet wurde“. Allerdings handelte es sich bei dieser *Zeit* nicht um die westdeutsche Wochenzeitung, sondern um ein Blatt der nationalsozialistisch orientierten Sudetendeutschen Partei (SdP) Konrad Henleins aus dem Jahr 1938.

Das Collegium musicum junger Breslauer Künstler, bestehend aus Annemarie Friedrichs (Violine), Hans Pischner (Cembalo), Wilhelm Websky (Bratsche), Konrad Voit (Violoncello) brachte im Sudetenland Kompositionen von Beethoven, Schubert und Mozart zur Aufführung. Pischner schrieb: „Diese Reise wurde ermöglicht einerseits durch die selbstlose Vorarbeit und Tätigkeit des Verbandsdienstwartes des Deutschen Turnerverbandes in der CSR, Herrn Ernst Kittel und des Gaukulturwartes des Bundes der Deutschen und Singwartes des Dtsch. Turnerverbandes in der CSR, Herrn Dr. Metzner, sowie finanzielle Unterstützung der Auslandsstelle der RMK.“ Pischner selbst übersandte am 13. Mai 1938 voller Stolz mehrere Zeitungsausschnitte mit Konzertkritiken und einen Reisebericht über die erfolgreiche musikalische Propagandaarbeit im Sudetenland der Auslandsstelle der Reichsmusikkammer (RMK). Diese leitete die Belege für die erfolgreiche Kulturarbeit in der CSR dem Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda weiter. Die Auslandsstelle der Reichsmusikkammer steuerte 1938 das Geld für die Tournee des Pischner-Ensembles bei, die Auftritte vor Ort organisierten die nationalsozialistische SdP und der Bund der Deutschen in einer höchst aufgeheizten Stimmung mitten im Wahlkampf. Die SdP strebte „heim ins Reich“ Hitlers. Sie errang schließlich über 90 Prozent der sudetendeutschen Stimmen. Pischner beschrieb hernach seinen Geldgebern den phänomenalen Erfolg des in den Wahlkampf eingebetteten Gastspiels. Das Konzert in Olbersdorf am 6. April 1938 hob er besonders hervor. „Schon zu Beginn des Abends wurden die Reichsdeutschen mit ostentativem Beifall empfangen.“ Das *Neue Tagblatt* habe hernach die treffliche Auswahl der Stücke gelobt und betont, die Veranstaltung möge doch „der Auftakt zu einem regen, gemeinsame Kulturwerte vermittelnden Kulturaustausch zwischen dem deutschen Mutterland und dem sudetendeutschen Auslandsdeutschum sein“. Das Konzert in Olbersdorf sei zunächst von den Ortsbehörden zweimal verboten worden, ehe es auf Initiative „von Funktionären der S.D.P.“ dann doch stattfinden konnte. „Hier war dann auch bei der Begrüßung durch Herrn Ing. Proksch der Begeisterungssturm des überfüllten Saales besonders gross und er steigerte sich noch als nach dem Konzert den Künstlern auf dem Podium das Abzeichen des Bundes der Deutschen in der

CSR ehrenhalber übereicht wurde.“ Abschließend schrieb Pischner, es sei zu hoffen, „dass es möglich ist, diesen Kulturaustausch, auf den das Sudetendeutschtum, wie diese Konzertreise gezeigt hat, so ausserordentlichen Wert legt, weiterhin zu fördern. Begleitet von einem „Begeisterungssturm des überfüllten Saales“ sei nach dem Konzert „den Künstlern auf dem Podium das Abzeichen des Bundes der Deutschen in der CSR ehrenhalber übereicht“ worden.⁴ Anfang der fünfziger Jahre, in der Hochphase des damaligen radikal nationalistischen Kurses der SED, erschienen in der Zeitschrift *Der Rundfunk*, ein Aufsatz Pischners zum Thema „Streiter für eine nationale deutsche Musik“, womit freilich nun nicht mehr die Sudetendeutschen gemeint waren. Aber die deutschümelnde Tonlage lag gerade wieder im Trend der neuen Zeit. Einige Zeit vorher, im Jahr 1948, klang das noch anders, als Pischner in der „Wirkungsgruppe Weimar des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ mit Richard Wagner abrechnete, der sich vom 1848er-Revolutionär zum Kapitulant „vor den bestehenden sozialen Verhältnissen“ entwickelt habe. Wagner sei unter Schopenhauers Einfluß „geistig, wie auch sozial und politisch reaktionär“ geworden.⁵ „Der deutsche Bürger in seinem Wagnerschen Wahn ist es denn auch, der sich an Wagners Sprache und Alliteration berauscht.“ Am Ende sagte Pischner, sei Wagner geradezu die Verkörperung der deutschen Misere gewesen und seine Ideen „Wegbereiter für die spätere grausame Wirklichkeit des Nationalsozialismus.“⁶ Später in der heranwachsenden DDR schien es Pischner nützlicher zu sein, Richard Wagner in ein anderes Licht zu rücken. Im Gespräch mit Deutschlandradio Kultur hob Pischner sogar hervor, er habe als Intendant der Staatsoper „wieder die Wagner-Pflege aufgenommen“ und für eine „eine wunderbare Zusammenarbeit mit Bayreuth“ gesorgt – „der Wolfgang Wagner und ich, wir haben uns sehr gut verstanden“ – und nach einem Festspielabend auf dem Grünen Hügel erhielt er sogar die Weihe von höchster Hand: „Dann hat die Winifred Wagner uns dann – meine Frau und mich – eingeladen ins Haus Wahnfried zu einem privaten Abend, da habe wir dann zusammen gesessen. So hat man das immer gemacht, man mußte immer wissen, wie man was macht, und was man sagt und was man nicht sagt, sondern einfach wegsteckt. Und so sind wir sehr gut verfahren, so lange es nur möglich war.“ Der Mann hat auch mit 99 Jahren noch immer ein feines Gespür dafür, was gerne gehört wird.

Laut eigenen Angaben in den DDR-Personalunterlagen kam Pischner am 20. Februar 1914 in Breslau als Sohn des selbständigen Klaviertechnikers Heinrich Pischner (Sozialdemokrat) und dessen Ehefrau Josefine zur Welt. Er besuchte zunächst das Realgymnasium und legte später (1938) ein Fachabitur ab. Pischner studierte Musik und war von 1934 bis 1939 nach eigenen Angaben freischaffender Musiklehrer. In einem 1973 verfaßten Lebenslauf schrieb Pischner, er habe in Breslau vorzeitig die Schule abgebrochen, weil er mit dem „Lehrerkollegium der bürgerlichen Schule“ in Konflikt geraten sei, da er Aufsätze über Lenin, Rosa Luxemburg und Zuckmayers *Hauptmann von Köpenick* geschrieben habe und im sozialistischen Schülerbund organisiert gewesen sei. Er habe damals die *Arbeiter Illustrierte Zeitung* (AIZ), *Die Weltbühne* und die *Moskauer Rundschau* gelesen. Pischner promovierte über „Das deutsche Singspiel in Schlesien“.

4 Pischner, Hans: Bericht vom 3. Mai 1938 über die sudetendeutsche Konzertreise der Kammermusikgruppe des Collegium musicum junger Breslauer Künstler. BArch, R 55, 20604.

5 Pischner, Hans: Musik und Revolution. Richard Wagner der 48er Revolutionär. Rede über Richard Wagner, gehalten am 22. Juni 1948 in der Wirkungsgruppe Weimar des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands. Weimar 1948, S. 24.

6 Ebd., S. 25 f.

Im Krieg diente er der Wehrmacht in Polen, Frankreich, Holland und zuletzt als Leutnant der Heeresgruppe Kurland. In sowjetischer Gefangenschaft bewährte er sich in der



Im Lazarett. Zuflucht zur Musik

Bilddokument aus der Autobiographie Hans Pischners.

Karriere machte, war sein Schwager der im Krieg einem Polizeitruppenteil in Posen angehörte, in Buchenwald interniert.⁷

In seiner 1986 erschienenen Autobiographie *Premieren eines Lebens* vergaß Pischner, vieles von dem zu erwähnen, was ihm als Mitglied des SED-Zentralkomitees nicht gut zu Gesicht gestanden hätte, wie etwa seine Tournee für die Reichsmusikkammer durchs Sudetenland oder seinen Besuch bei Winifred Wagner, mit dem er im Deutschlandradio-Interview prahlte. Statt dessen stilisierte er sich wie schon in seinen Selbstauskünften gegenüber der SED zum frühen Antifaschisten und behauptet, einen Freund verloren zu haben, „weil er zu den Nazis überlief“⁸. Er selbst habe nach 1933 die Musik als sein Refugium betrachtet und geglaubt, durch das Vermeiden einer festen Anstellung „dem Nazisystem entgehen zu können“.⁹ Die „reformistischen Führer der SPD und der Gewerkschaften“ erhalten schlechte Noten von Pischner, „weil sie sich nicht dem Aufruf der Kommunistischen Partei Deutschlands zum Generalstreik an[schlossen]“¹⁰ und der Westen wegen „des geheimen Zusammenspiels der sogenannten bürgerlichen Demokratien

Antifaschule Talitza derart gut, daß er 1946 entlassen wurde und in die SED eintrat. An der Musikhochschule in Weimar brachte er es bald zum stellvertretenden Rektor, von 1950 bis 1953 rückte er an der Parteihochschule „Karl Marx“ dann selbst noch einmal auf die Schulbank, um den letzten SED-Schliff zu erhalten. Der kommissarische Kaderleiter der Weimarer Musikhochschule Macourek schrieb in einer Beurteilung Pischners am 7. November 1953: „An der Musikhochschule in Weimar hat er im Parteauftrag zur Veränderung des Charakters der bis dahin bürgerlichen Musikhochschule beigetragen. Seine Parteeiergebenheit war auch der Grund dafür, ihn als Leiter der Musikabteilung des Berliner Rundfunks im Jahre 1950 einzusetzen.“ Während Pischner

⁷ Der 1973 verfaßte Lebenslauf Pischners und andere Angaben zur eigenen Biographie finden sich unter BArch, DC 20/7883.

⁸ Pischner, Hans: *Premieren eines Lebens*. Autobiographie. Berlin 1986, S. 62.

⁹ Ebd., S. 125.

¹⁰ Ebd., S. 98.

wie England und Frankreich mit Hitler“.¹¹ Selbstredend rückte Pischner im Jahre 1986 die Bundesrepublik Deutschland, deren Bundesverdienstkreuz er nach dem Ende der DDR gerne annahm, in ganz schlechtes Licht. Was bereits 1942 in einem Buch von Adolf Thyssen, dem „Hauptgeldgeber Hitlers“, angedacht wurde, sei „genau die klerikalreaktionäre Politik, wie sie Adenauer Anfang der fünfziger Jahre zu realisieren trachtete“.¹² An der DDR schätzte Pischner hingegen „den demokratischen Charakter unserer Gesellschaft, in der die Bevölkerung selbst die Entwicklung des geistig kulturellen Lebens mitbestimmen und voranbringen kann“.¹³ Soweit die Sumpfb Blüten aus der verlogenen Autobiographie von 1986, die nur spärliche Aussagen über Pischners eigenes politisches Wirken im Herrschaftsapparat der SED enthält.

Pischner war institutionell betrachtet schon früh ein Mann der SED Führung, die ihn zu nutzen wußte. Bereits 1960 gehörte er der Kommission für Fragen der Kultur beim SED-Politbüro an, einem wichtigen und entscheidungsvorbereitenden Beratungsgremium der Parteiführung. Im September 1960 wurde dort als Tagesordnungspunkt 2 die Frage behandelt, wie mit Stefan Heyms Manuskript „Der Tag X“ über den 17. Juni 1953 zu verfahren sei. Hierzu wünschte das SED-Politbüro eine Entscheidungsvorlage. Neben Pischner werden im Protokoll unter anderem als Teilnehmer der Beratung aufgeführt: Minetti, Rentzsch, Girnus, Ackermann, Bentzien, Wolfgramm, Abusch, Klein, Kurella, Wendt und Wagner. Letzterer, Siegfried Wagner, sagte zum Heym-Buch: „Das Buch ist in der vorliegenden Fassung nicht zur Veröffentlichung geeignet.“ Die Rolle der Partei werde falsch dargestellt. „Weitere Probleme liegen in der falschen Darstellung der Tätigkeit unserer Sicherheitsorgane, in der Häufung der Wiedergabe feindlicher Losungen. [...] Das Buch geht von einer falschen politischen Konzeption aus. [...] In der vorliegenden Fassung darf es auf keinen Fall veröffentlicht werden, da unserer Meinung nach das Buch objektiv eine eindeutig feindliche Wirkung ausüben würde.“ Erich Wendt, damals stellvertretender Kulturminister und zuständig für das Verlagswesen, antwortete auf Alfred Kurellas Frage, wie denn nun konkret vorgegangen werde: „Es ist hier eine sehr richtige und normale Lösung gefunden worden, daß nicht der Staat immer in Erscheinung treten muss, wenn Bücher abgelehnt werden. Es gibt ja schließlich Genossen Verleger.“ Er habe mit der zuständigen Genossin Lutz gesprochen, daß eine englische Ausgabe nicht erscheinen könne. Pischner äußerte sich in dieser Diskussion nicht, wohl aber zum Tagesordnungspunkt 3, Ursachen für das Fehlen nationalpreiswürdiger Werke auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Er plädierte dafür, in der bildenden Kunst durch gezielte Auftragsvergabe im Sinne des Gewünschten die Entwicklung zu steuern.¹⁴ Das kann man durchaus trickreich nennen.

11 Ebd., S. 100.

12 Ebd., S. 217.

13 Ebd., S. 456.

14 Kommission für Fragen der Kultur beim Politbüro: Stenographische Niederschrift des Treffens im Hause des Zentralkomitees am 26. September 1960. SAPMO-BArch, DY 30/IV 2/2.109/10.

„Gewaltige Propagandamaschine“

Zur Selbstdarstellung im Westen nutzte das Regime immer mal wieder den alerten Mann am Cembalo. Das Staatssekretariat für Westdeutsche Fragen, 1966 vom späteren Medienlenker der DDR Joachim Herrmann geleitet, setzte auf Pischners Linientreue. Der „Maßnahmeplan für 1967“ des Staatssekretariats enthielt als Maßgabe für 1967 eine Weiterführung der „Austauschbeziehungen nur mit den Städtischen Bühnen Wuppertal, Essen und Oberhausen“, da diese „sich in der zurückliegenden Zeit als progressive Stützpunkte bewährt“ hätten. „Nach unserer Einschätzung ist hier die reale Voraussetzung, daß diese Theater mit uns politisch einen Schritt weiter gehen werden.“ Für repräsentative Auftritte in Westdeutschland seien in Zusammenarbeit mit der Nationalen Front und dem Deutschen Friedensrat vorgesehen: Professor Karl Kayser, Hans Dieter Mäde, Hans Peter Minetti, die Nationalpreisträger Albert Hetterle, Erwin Geschoneck, Manfred Weckwerth, Günther Simon sowie Hans Pischner, Fritz Bennewitz und Hanns Anselm Perten.¹⁵ Dem Regime ergeben zeigte sich Pischner auch gegenüber dem Ministerium für Staatssicherheit. Zu dessen Jubiläum telegrafierte er an das Ministerium, das „Wachregiment Feliks Dzierzinsky“ und an „Genossen Minister Mielke“: „In herzlicher Verbundenheit übermittle ich Ihnen im Namen aller Mitarbeiter der Deutschen Staatsoper die besten Glückwünsche anlässlich des 20. Jahrestages des Bestehens des Ministeriums für Staatssicherheit. Deutsche Staatsoper, Professor Dr. Pischner, Intendant.“¹⁶ Zu einem solchen Telegramm war er als Opernintendant überhaupt nicht verpflichtet. In Mielkes Sammelmappen mit Glückwünschen zum Jahrestag finden sich zwar Grußadressen aller anderen DDR-Minister, einiger VEB, einiger Schulen, vom Dynamo-Sportverein, von Privatpersonen und ehemaligen MfS-Führern – kulturelle Einrichtungen aber, Theater oder Opernbühnen sind darunter nicht vertreten. Intendant Pischner grüßte das MfS aus freien Stücken so servil zum 20. Jahrestag seiner Gründung. Ob er legitimiert war, das gleich auch noch im „Namen aller Mitarbeiter der Deutschen Staatsoper“ zu tun, darf bezweifelt werden.

Kurt Hager wollte den getreuen Pischner 1974 sogar in Nachfolge Konrad Wolfs zum Präsidenten der Akademie der Künste machen. Hagers „Kadervorschlag Hans Pischner“ erfolgte nach Abstimmung und mit ausdrücklicher Billigung Erich Honeckers. Sowohl Konrad Wolf als auch andere führende Leute aus der Akademie, die ja keineswegs aus Regimekritikern bestand, widersetzten sich diesem Vorhaben der SED-Führung. Hans Pischner war sogar diesen Repräsentanten der DDR-Kultur politisch zu einseitig. Hager an Honecker: „Zur Vorbereitung der Wahlen an der Akademie der Künste habe ich mehrere Gespräche mit dem Genossen Konrad Wolf durchgeführt.“ Da Wolf nicht mehr kandidieren wollte, legte Hager dem SED-Chef Hans Pischner ans Herz. Hermann Kant komme nicht in Frage, er „sollte als Vizepräsident des Schriftstellerverbandes tätig sein (und evtl. eines Tages an die Stelle von A. Seghers treten). Wolf sei gegen Pischner, da er keine Gewähr für eine ‚eigenständige Rolle‘ [von Hager in Anführungszeichen gesetzt; JS] der Akademie biete. Er, Hager, werde aber „auf jeden Fall den Vorschlag H. Pischner dem Sekretariat des ZK unterbreiten“, da er der Überzeugung sei, daß Pischner „auch in der Akademie sowohl wegen seiner künstlerischen Leistung als auch seiner politisch klaren Haltung Zustimmung finden wird“. Honecker zeichnete mit der Bemerkung „ich bin

15 Ministerium für Kultur; Staatssekretariat für gesamtdeutsche Fragen: Maßnahmeplan für 1967. BArch, Bestand Staatssekretariat für westdeutsche Fragen, D-2/38 (Signatur im früheren Standort Potsdam).

16 Die Sammlung von Glückwünschen zum 20. Jahrestag der Gründung des MfS findet sich in BStU, ZA, MfS-SdM Nr. 659, 661.

mit Deinem Vorschlag einverstanden, E. Honecker, 4.4.74“.¹⁷ Die Akademie aber wollte Pischner trotz höchster Protektion nicht auf den Präsidentenstuhl setzen und bewegte Konrad Wolf zu einer erneuten Kandidatur. Nach dessen unerwarteten Tod im März 1982 brachte die Kulturabteilung des SED-Zentralkomitees erneut Pischner als Akademie-Präsidenten ins Spiel. Der ebenfalls parteitreue Manfred Wekwerth, der dann das Rennen machte, charakterisierte Pischner folgendermaßen: „Ein braver, sanfter, einsichtiger, gläubiger Mann, also kein Akademiepräsident in der Nachfolge Konrad Wolfs.“

Im Berliner Bundesarchiv sind zahlreiche Selbstzeugnisse Pischners aus Regimezeiten überliefert, darunter das Manuskript einer Rede, die er als Präsident des Kulturbundes der DDR im Jahre 1977 auf dem IX. Bundeskongreß der Organisation ganz im Ton der Zeit hielt. Sein Thema lautete: „Lebensweise und Kultur in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“. Dem einleitenden Lobgesang auf den IX. Parteitages der SED – „Was der IX. Parteitag beschloß, ist ein Wegweiser für das ganze Volk, ein großangelegter Plan für die Meisterung der sozialistischen Gegenwart und der kommunistischen Zukunft unseres Volkes“ – folgte eine Hymne auf die Sowjetunion – „Mit der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution begann die Erneuerung aller menschlichen Lebensformen“. Selbstredend schloß sich dann eine Verdammung der Kritiker des Sowjetsystems an: „Im sechzigsten Jahr nach dem Sturm auf das Winterpalais schlagen die Wogen dieses Kampfes höher als zuvor. Kübel voll Schmutz und Geifer“ würden über „die UdSSR und die anderen sozialistischen Länder“ ausgeschüttet. Durch einen „Taumel von Antikommunismus und Antisowjetismus“ und „Eruptionen des Hasses“ wollten „antikommunistische Scharfmacher“ im Westen, „dem Lauf der Welt eine andere Richtung aufzwingen. [...] „Irgendwelche recht- oder linksgestrickte sogenannte Sozialismus-Modelle werden als Gegenwürfe zur realen sozialistischen Wirklichkeit gefeiert.“ Man müsse das eigene Leben so leben, „daß es mit sozialistischen Wertmaßstäben und kommunistischen Idealen übereinstimmt und vor dem Richterspruch einer Geschichtsepoche besteht, in der die Völker den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus vollziehen“. Aus der Bundesrepublik setze der „Kapitalismus eine gewaltige Propagandamaschine in Gang“, die „spürbar international koordiniert“ sei. „Durch den Äther dröhnen Begriffe wie Freiheit, Demokratie und Menschenrecht wie Salvenfeuer.“ Angesichte der Erfolge des Sozialismus „auf allen Gebieten“ versuche „der Gegner mit den Mitteln der ideologischen Diversion wirksam zu werden. Dabei bedient er sich einer ganzen Skala von Methoden, die von der permanenten offensiven antikommunistischen Hetze und Propaganda bis zu den Versuchen reichen, Gerüchte zu verbreiten und Stimmungen zu schüren. Im besonderen zielt er dabei auf einige Intellektuelle, die sich politisch verirrt haben bzw. auch solche, die anstelle des realen Sozialismus, der sich auf seinen eigenen Grundlagen und nach den ihm innewohnenden Gesetzmäßigkeiten erfolgreich entwickelt, lieber einen anderen, nach den Maßstäben ihrer jeweiligen subjektiven Vorstellungen eingerichteten ‚Sozialismus‘ sähen. [...] Wie grau und schäbig – oder einfach wie kleinen historischen Geistes – sind doch diejenigen, die da gegen den Sozialismus Zeugnis ablegen.“ Die „imperialistischen Medien“ würden „mit einigen Namen von DDR-Künstlern – Namen recht unterschiedlichen politischen und künstlerischen Gewichts – ausdauernd jonglieren, um dem Gerede über ein angebliches Scheitern der Intelligenzpolitik der Partei der Arbeiterklasse einen Anschein von Glaubenswürdigkeit [sic] zu geben, um einen Keil zwischen Intelligenz und Volk zu

17 Hager, Kurt: Schreiben an Erich Honecker vom 3. April 1974 betr. Wahlen in der Akademie der Künste. SAPMO-BArch, IV B 2/2024/75, Bestand Büro Kurt Hager.

treiben. Aber gegen den Sozialismus und seine stabile Entwicklung kommen die Inspiratoren der imperialistischen Verleumdungskampagne nicht an, auch nicht dadurch, daß sie einzelne traurige Gestalten in den sozialistischen Ländern, die den Sozialismus hassen und sich vor seinen Feinden auf die Knie werfen, als repräsentative für die gesamte Gesellschaft ausgeben.“ Ein „paar Überläufer“ seien das „Faustpfand des imperialistischen Gegners in diesem Propagandafeldzug“.

Über diese „Überläufer“ goß Pischner seinen Hohn und Spott. Ihre „Verleumdungen zerschellen an der sozialistischen Lebenswirklichkeit und den realen Lebensmöglichkeiten, die erst der Sozialismus schafft.“ Es entspreche ganz seiner Lebenserfahrung, was da „im Beschluß des Zentralkomitees der KPdSU zum 60. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution gesagt wird: ‚Der Sozialismus ist die Gesellschaft der befreiten Arbeit, der wahren Demokratie, der wirklichen Freiheit der Persönlichkeit, der fortgeschrittensten Wissenschaft und Kultur‘.“ Ausdrücklich hob Pischner das Wirken der sowjetischen Kulturoffiziere in der Nachkriegszeit hervor – „unser verehrter anwesender Freund Sergej Tulpanow, wie unser unvergessener Alexander Dymshitz“, die „uns auf einen neuen, demokratischen und sozialistischen Patriotismus hinwiesen“.¹⁸

Apropos „unser unvergessener Alexander Dymshitz“. Er eröffnete 1948 in der Täglichen Rundschau, dem deutschsprachigen Organ der sowjetischen Besatzungsmacht, die Kampagne gegen Formalismus und Dekadenz in der modernen deutschen Malerei. Dort sei „die unverkennbare Hegemonie der formalistischen Richtung außerordentlich charakteristisch. Auf keinem anderen Gebiet der deutschen Kunst der Gegenwart herrschen antirealistische Tendenzen in einem solchen Grade wie gerade in der Malerei.“ Die Erklärung hierfür sei nicht in der „deutschen nationalen Kultur“ zu finden, sie ergebe sich vielmehr „gesetzmäßig aus der allgemeinen Krise der bürgerlichen Kultur“. Deswegen gehöre die formalistische Richtung „zu den charakteristischen Merkmalen der sogenannten bürgerlichen Dekadenz“. In Deutschland wie auch in Frankreich stünden viele bedeutende Maler, „die politisch Anhänger der Demokratie und des Fortschritts sind“, in ihrem Kunstverständnis „ganz und gar unter dem Einfluß der bürgerlichen Dekadenz, ihrer reaktionären Ästhetik und ihrer antidemokratischen künstlerischen Praxis“. Die „formalistische Richtung in der Kunst“ drohe das „künstlerische Schaffen entarten zu lassen“. Daher sei der Kampf gegen den Formalismus zugleich ein Kampf zur Rettung der Kunst. „Während mit Männern wie Gide und Selin¹⁹, Giono und Sartre, Malraux und Elliot, Maugham und Dali im Grunde genommen jedes Gespräch zwecklos“ sei, müsse man einen Künstler wie den „kämpferischen Antifaschisten“ Pablo Picasso, der „seit Jahren dem überschwenglichsten Formalismus reichlich Tribut zollt, [...] ernsthaft kritisieren“, um ihn „auf den Weg der Wahrheit, auf den Weg einer demokratischen und realistischen Kunst zurückzuführen“. Auch die Werke des von den Nationalsozialisten als „entartet“ eingestuften Malers Karl Hofer traf der Bannfluch des Formalismus. Hofers Bilder und Grafiken kultivierten nach Dymshitz geradezu selbst erfundene „Formen der Wirklichkeitsverfälschung“. In Hofers Bildern offenbare sich eine „Art Maskentheater, ein Mummenschanz der Leidenschaften, sozusagen eine Hoffmanniade in der Malerei“. Welcher Mensch, der in und mit seiner Zeit lebe, „erkennt sich bei der Betrachtung dieses Karnevals der Miß-

¹⁸ Pischner, Hans: Lebensweise und Kultur in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, Referat von Professor Dr. Hans Pischner auf dem IX. Bundeskongreß des Kulturbundes der DDR, 22. September 1977. SAPMO-BArch, DY 27/4825.

¹⁹ Gemeint war Louis-Ferdinand Céline.

geburten in den tragischen Masken Karl Hofers?“ Dieser Maler habe „sich in eine Welt von Phantasien“ begeben, „die, wie jede subjektivistische Phantasie, die Probe des Lebens nicht besteht“.

Diese „Probe des Lebens“ bestand, wie Major Dymshitz unter Berufung auf Shdanow erklärte, in der Verbundenheit mit dem Volk. Viele deutsche Maler stünden „hochmütig zu der Frage, wie das Volk ihre Werke bewertet“. Sie seien der Auffassung, das Volk sei durch den „verderblichen Einfluß des Faschismus“ in einem grob naturalistischen Geschmack befangen, der Kunst durch Kitsch ersetze. Ohne Zweifel, „der Faschismus ist nicht spurlos“ verschwunden. Der künstlerische Geschmack eines erheblichen Teils des deutschen Volkes sei „in vieler Hinsicht verdorben“. Aber das rette die „dekadent-formalistische Kunst keineswegs vor der Kritik des Volkes. Im Grunde hat das Volk gesunde Ansichten über die Kunst, die Kunst der Formalisten aber ist krank und unlebendig und das deutsche Volk befreit sich von dem Einfluß der faschistischen ‚Ästhetik‘ sehr viel schneller, als die Herren Formalisten dies aus ihrer ‚schönen Einsamkeit‘ heraus fassen können.“²⁰ So klang er also, „unser unvergessener Alexander Dymshitz“, als er Pischner und die Seinen „auf einen neuen, demokratischen und sozialistischen Patriotismus“ hin wies.

Im Unterschied zu seiner Flucht aus der Verantwortung nach 1990, als er sang und klanglos aus dem „Kulturbund der DDR“ verschwand, bekannte sich Pischner zu Beginn seiner Präsidentschaft im Jahre 1977 mit den Worten, „der Kulturbund ist Teil der Macht unseres Staates“, ausdrücklich zur politischen Verantwortung für die SED-Diktatur. Der Kulturbund sei nämlich mit seinen eigenen Volkskammerabgeordneten „an der staatlichen Willensbildung und Ausübung der Staatsmacht beteiligt“²¹. Es war einmal ein kleiner Mann am Cembalo....

20 Dymshitz, Alexander: Über die formalistische Richtung in der deutschen Malerei. Erschienen in der Täglichen Rundschau Nr. 271 und 275 am 19. und 24. November 1948. Zitiert nach Schubbe, Elmar (Hrsg.): Dokumente zur Kunst-, Literatur- und Kulturpolitik der SED. Stuttgart 1972, S. 97 ff. Vgl. hierzu Stadt, Jochen: „Die Eroberung der Kultur beginnt!“ Die Staatliche Kommission für Kunstangelegenheiten der DDR (1951–1953) und die Kulturpolitik der SED. Frankfurt/M. 2011, S. 4 f.

21 Pischner, Hans: Lebensweise und Kultur in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft, Referat von Professor Dr. Hans Pischner auf dem IX. Bundeskongreß des Kulturbundes der DDR, 22. September 1977. SAPMO-BArch, DY 27/4825.